

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 2

Artikel: Der falsche Wechsel [Schluss]
Autor: Ringgenberg, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633940>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bendes Pendel auf und das ist das Grundprinzip des Seismographen, so wird sich der Stoß zuerst vom Boden auf den Aufhängepunkt übertragen und erst jetzt kommt das Pendel in Schwingung, also hat das Pendel gegenüber dem Erdboden eine zeitliche Differenz, was die Aufzeichnung durch geeignete Einrichtung ermöglicht, und uns eigentlich nicht das Beben der Erde, sondern der Ausgleich von Ruhe und Bewegung des Pendels zeigt, ein relatives, aber immerhin konstantes Bild. Es ist klar, daß Erdbeben, die die Menschen nicht wahrnehmen, vom Seismographen nur dann registriert werden, wenn die Ausschläge des Pendels möglichst vergrößert werden und das wird erreicht durch eine gegebene Pendellänge und durch Verlängerung des Hebelarmes, der von der Pendelmasse auf die Schreibrolle führt und die Aufzeichnung besorgt. Dadurch werden die kleinsten Schwingungen bis 200mal vergrößert und somit noch gut ablesbar. Damit aber Reibungen beim Schreibapparat und bei den Hebeln die Empfindlichkeit nicht stören, so werden sehr schwere Pendelmassen bis 17,000 Kilogramm (im Mittel 500 Kilogramm) verwendet, die an sehr feinen Stahlbrähten oder Federn hängen. In Fig. 2 ist der untere Teil eines modernen Seismographen dargestellt. Links hinter dem Papierstreifen ist das Gewicht des Pendels ersichtlich, von dem aus an der obern Seite eine feine Stahlspitze als Ausleger lose auf der großen Rolle aufliegt und dort alle Schwingungen des Pendelklozes in der entsprechenden Vergrößerung mitmacht. Diese Rolle, sowie der Ausleger ist mit einer sehr genauen Uhr in Verbindung, so daß der ganze Verlauf eines Bebens auf Bruchteile von Sekunden registriert wird. Ueber der Rolle läuft ein berührter Papierstreifen, auf dem nun die feine Schreibspitze weiße Linien einrißt, was wir als Seismogramm bezeichnen. Da die Erschütterung der Oberfläche in drei Dimensionen des Raumes erfolgen kann, so müssen drei Apparate die verschiedenen Richtungen registrieren. Die Vertikalbewegung wird aber meistens wegen ihrer Kleinheit vernachlässigt. So werden also für die N-S- und W-E-Richtung Apparate aufgestellt, die zueinander senkrecht stehen und in der Konstruktion einander gleichwertig sind, wie Fig. 2 zeigt. Bleibt die Erde in Ruhe, so wird der ruhende Ausleger auf dem gleichmäßig rollenden Rulhpapier eine gerade Linie einzeichnen. Bei der geringsten Bewegung werden nun die Ausschläge eingerißt und es läßt sich durch die Länge des Streifens im Störungsbereich der Linie die Zeit der Störung und durch die Größe der Ausschläge die Heftigkeit des Bebens feststellen. Wie schon bemerkt, sind bei einem Beben verschiedene Arten von Wellen vorhanden, die je nach ihrer durchlaufenen Strecke verschiedene sogenannte Laufzeiten besitzen und die im Diagramm ihre bestimmten Charakterzüge schreiben. So kann dadurch der Ort des Bebens und die Tiefe des Herdes ermittelt werden. Selbstverständlich werden bei einem Beben nicht nur die Resultate einer Station, sondern sämtliche Beobachtungen aller im Erschütterungsgebiet liegenden Erdbebenwarten in Rechnung gezogen, um so ein möglichst genaues Bild von der Ausdehnung zu erlangen.

Fortwährend werden die Untersuchungsmethoden verbessert und es ist zu hoffen, daß wir mit deren Hilfe die Geheimnisse der Natur erlauschen können und sie für das praktische Leben ihre guten Früchte zeigen. Hy.

Der falsche Wechsel.

Erzählung von Friß Ringgenberg.
(Schluß.)

Am Abend brauchte Ment nicht erst anzuklopfen. Das Fensterlein war bloß angelehnt. Das Marianni saß am Tisch und stützte den Kopf in die hohle Hand.

„Es ist nichts zu machen“, sagte es trocken, als Ment zu ihm trat. „Er will einfach nicht.“

„So — — —“

Der Bursche ließ den Kopf hängen. Nun würde der

„Grüne“ halt doch kommen, ihn am Ärmel zupfen: Gelt, jetzt hat's dich? Komm nur, ich weiß ein Plätzlein für solche Vögel! Und würde mit ihm durch einen muffigen Gang schreiten, in den noch nie ein Sonnenstrahl gefallen. Ein Schloß würde schlehen...

Nicht ohne Freude betrachtete ihn das Marianni, wie er so vor ihm stand. Ja, es gab halt doch nur einen Menk. Nur einen, der ein solches Gesicht hatte und solche Haare. Die Haare zum Beispiel: Wind und Wetter hatten sie fast aschfarbig gegerbt. Aber deswegen kräuselten sie sich dennoch über der starken Stirne. Das Rinn war spitz, die Nase scharf und die Augen...

„Ich wüßte noch ein Leztes“, sagte es. „Du schreibst ja wie ein Advokat, da nāme mich doch s' Teufels Wunder...“

Er fing den Gedanken auf: „Schwer ist das nicht. Die Kassenleute sagen es übrigens selber, daß die falschen Wechsel die besten sind.“

„Eben, eben“, ermunterte es.

„Ja, aber...“ Er kraute sich in den Haaren. Da wurde es rāh:

„Was, aber? Wie du willst! Schließlich liegt mir auch nicht alles daran, einen Mann zu bekommen, der's nicht fertig bringt, in drei Monaten hundert Fränklein zu verdienen. Da liegt das Formular. Ich hab es schon ausgefüllt und da ist eine alte Unterschrift vom Metti. Zwingen will ich dich nicht dazu, aber wissen tät ich sonst nichts mehr.“

Ment stierte eine Zeitlang auf die Papiere. Dann spie er ins Tintengeschir, rührte mit der Feder die eingetrocknete Tinte an und malte sorgfältig Spitzhooren-Kāspels zittrige Unterschrift nach.

* * *

Alles ging glatt, wie geölt und geschmiert: Das Käzlein spielte, der Richter verkurrte und der Schreiber sackte das Geld ein. Es klappte aufs Tüpflein. Der „Grüne“ stand wie der Leidhaftige daneben, wartete zuerst noch, lauerte und lächelte hämisch... Als Ment aber in blankem Golde bezahlte, wandte er sich ab, als ob ihn die Sach gar nichts angeinge. Aber wohl, dem schenkte er einen Blick, so von oben herab: du Züddel!

Knapp sechs Wochen später erhielt Ment einen Brief. Das Käzlein schrieb: „Wir bitten Sie, in einer wichtigen Angelegenheit bei uns vorzusprechen.“ — Gleich morgen — Sakernent!

Wer hatte geplaudert? Kein Mensch wußte das! Manchmal haben die Wānde Ohren. Eine Kaze saß vielleicht vor dem Fenster und starrte ins Stübelein mit ihren falschgrünen Nachtaugen. Dann sprang sie fort durch den pulverigen Schnee. Ein Fuchs kam und fraß die Kaze. So etwas kann vorkommen. Der Fuchs lief mit der Kaze und dem Geheimnis im Leib in den Wald und bellte. Gleich regten die Tannen die schweren Nester. Sie wiperten und flüsteren. Wie eine einzige ungeheure Woge rauschte es durch den Wald. Ein Lokzer stand zu guter Stunde auf einsamer Wart. Er war am Sonntag geboren und hörte die Bäume tuscheln und reden... Oder — oder... Stand etwa ein schüchternen Riltbub unter Mariannis Fensterlein? Wollte erlauschen, wie das eigentlich zu und hergebe? —

Ment zweifelte sehr. Unter den Nachtbuben war er eine Respektperson.

Das erste wār möglich, warum nicht? Alles ist möglich, so lang es sich um lebendigen Wald, um warmes Wildblut handelt. Alles!

Freilich, das konnte nur einer wissen, der selber schon draußen gestanden in der winterlichen Waldnacht. Draußen — allein — ganz mutterfeelenallein —. Den Mondstrahlen selber dürfte man Sprache zutrauen. Wer konnte wissen, was nicht alles vorging im ungeheuerlichen Himmelsraum? Wenn plötzlich ein Stern hinter die nachtschwarzen Wipfel sank und gleichzeitig das Käzlein schrie... Ein Schatten

schlich vorüber und man sah doch nirgends ein Wesen von Fleisch und Blut, weit und breit nicht, nur den bloßen, schleichenden Schatten — Alles war möglich. —

Mißtrauischer war Menk geschriebenen Sachen und trockenem Papier gegenüber. Solche Dinge lagen außerhalb dem Zauberkreis. Wenn nicht, sein falsches Wechsellein wäre längst verbrunnen, aber ganz gewiß.

Neee — Mit dem besten Willen ließ sich nichts machen. Oder hatte er den etwa nicht gehabt?

Grimmig schaute er ins rostige Rohr seiner Doppelflinte. Die Sonne sank hinter die Berge. Blaue Schatten glitten vom Waldsaum her. Der Abendfrost legte eine krächelige Kruste über den frankten Schnee.

* * *

Als es halb dunkel geworden, hing Menk die Flinte, Kolben nach oben, an die Achsel, und schlich aufs neue seinem Marder nach. Er glaubte, er sitze auf einer alten Tanne; auf der andern Seite schlichen die Tritte aber weiter. Sie kreuzten zwei Borfasse und drei Apstaffel. Dann gingen sie wieder zurück, dem Dorfe zu. Mitten in Spizhooren-Käpels Hofstatt stukten sie und flohen jäh zurück. Rot brannte das Licht in Mariannis Kammerfenster. —

— Es las den Brief, das Marianni. Das geheite Marianni, das so fed und kühn seine Rechnung gemacht, das mit einem falschen Wechsellein sein Herzglück erkaufen wollte. Wie hatte es nur gerechnet? Ach ja, daß die falschen Wechsel die besten wären, weil — ja, weil sie bezahlt würden. Daß selbst der Menk einen falschen Wechsel bezahlen täte. Es aber würd's dann dem Metti frohlockend unter die Nase reiben: „Gelt, habe ich's nicht gesagt? Nun sag ja und amen dazu, aber hurtig.“ So und nicht anders hatte es gerechnet; aber anders kam es heraus. Und der Menk sah finster wie eine dräufige, schlagreife Hagelwolke vor ihm und sagte kein Wort. Die Lampe trennte die Schatten der beiden.

Da schlich es dem Marianni über das verängstigte Herzlein. „O Menkli, mein Menk!“ schluchzte es laut und warf die Arme um seinen Nacken. Er aber schämte sich schier seines Kleinmuts, streichelte dem Mädchen die tränen-nassen Wangen und tröstete:

„Schäzi, nimm's nicht so schwer! Schäzi, ich bin ja noch da. Sie haben mich noch nicht, die „Grünen“. Sie sollen nur kommen und mich holen, die Schlarpenreiter. Fünfzig Schritt trapp ich dann vor ihnen her, nicht mehr und nicht weniger. Aber bergwärts. Den Schmerbäuchen will ich das Schneestampfen beibringen, so wahr ich der Menk bin.“

Das Marianni fürchtete: „Sie können aber schießen...“ „Ich jedenfalls auch“, sagte er und lächelte. Die Büchse flinte nehm ich mit mir.

Es klammerte sich an ihn: „Ach Gott, was ich nur getan hab, oo... du Guter, du Lieber!“ Es küßte ihn heiß und stürmisch und bat und bettelte. Menk wußte nicht warum. Er stand da wie eine Fluh und hielt das zitternde Mädchen in seinen Armen. — — —

* * *

O, wenn die Grabsteine und Kreuze krumme Hüte tragen und jeder Zaunpfahl eine weiße Adelsmütze von Hermelin, wenn die hohen Tannen die schlanken Wipfel beugen, die Mondstrahlen blau durchs Geäste des Jungwalds sidern, wenn ein einzig bitterkaltes Lüftlein vermag, eine ganze Wolke Pulverschnee aufzuwirbeln. — Sag einer da, was er will, und glauben kann er, was er mag: Draußen in der Waldnacht können Wunder geschehen. Ja, Wunder und Grausamkeiten. — — —

Ein Marder kann zweimal um ein Haus herum schleichen, zweimal weit zurückschweifen, Seitensprünge tun und ein drittes Mal kommen. Hurtig hat er dann ein Lächeln unter der Schwelle durchgescharrt und eh der wachsame Gög-

gel auch nur einen Federn gelüpfst, sinkt das beste Leghuhn mit durchbissener Gurgel vom Sadel.

Dann gibt es Krawall, Tumult, Krähen, Flattern und heiseres Todesgeschrei. Mitten drin sitzt der Räuber und festtaget mörderlich in rauchendem Blute. Offene Holzschuhe trogeln durch die kalte Küche, ein Hemdzipfel fliegt...

„Wie, wer, was?“ fährt verstört das Marianni auf und Menk wittert wie ein Jagdhund.

„Hilfe und Mordio“, schreit Käpel vom Hühnerstall her. „Ni... oo... Marianni, Marianni...“ — —

Wieder klappern Tritte, schleßen Türen. Ein Licht flackert. Wie der Blitz fährt Menkens Faust nach der schlanken Mardergurgel.

Knapp überm Schuhrand hat sich der kleine Teufel in des Alten Bein festgebissen. Fürchterlich flink hat er die schittere Wade zerfleischt; nun zappelt er noch, zittert mit dem Schwanzspitz und fällt matt auf den Boden.

* * *

„Ach Gott“, jammerte Käpel, während ihn Menk auf den Armen in die Stube trug, „ach Gotteli“, und klapperte mit den paar letzten Zähnen. „Was mir doch nicht noch alles passieren muß in so hohem Alter. Meiner Lebtag hab ich keinem Wild ein Haar gekrümmt. Ich ließ es bis zur Haustüre kommen...“

Und als sie mit heißem Salzwasser das Blut stillen wollten, wimmerte er: „Ni — ao — ai — ja tötet mich grad — macht's hurtig, tötet mich — dann habt ihr beide, was ihr haben wollt.“ Erst als sie ihm Spizwägerich auflegten und ihn sorglich verbunden hatten, fing er an ruhiger zu werden.

Menk begann derweil in der Küche den Goldmarder zu schinden. „Wenn's wieder anfängt zu brennen und zwilken“, rief er Käpel zu, „so sag's dann. Wir legen dann noch frischen Anken auf oder gießen Del drüber. Ein Glück ist wenigstens dabei, daß sie nicht giftig sind, die Marder. Nur giehtig, aber dem kann man vor sein, wenn man dazu tut...“

Käpel dimmerte gegen die Wand hin, ohne daß es jemand hörte; „Flint erwischt hat er ihn schon, das muß ich sagen. Aber deswegen muß er den Wechsel gleichwohl selber bezahlen. — Das heißt —, wenn er kann...“

* * *

Wohlgemut und leichten Schrittes lief Menk am andern Nachmittag heim zu. Er hatte das Wechsellein bezahlen wollen. Das lag nun aber noch wohl versorgt draußen auf der Kasse und das blutige Marderfell trug er sorglich eingewickelt und unverkauft unterm Arm. Und den noch leuchtete sein Gesicht förmlich und er pfiß vor sich hin. Wie kam das?

hm, alles weiß er selber nicht recht. Auf alle Fälle stand nun fest, daß er einen Onkel hatte, den er nie gekannt und nie gesehen. Unversehens kann so ein Onkel sterben und einem etwas über fünfzigtausend Dollar hinterlassen... Warum nicht?

Er glaubte zuerst, sie wollten ihm einen Bären aufbinden, ihn vielleicht in eine Falle löten; aber es war nicht so. Schwarz auf weiß hatte er es nun in der Tasche.

„Gut, das Wechsellein tät er bezahlen, wenn das Geld da wär“, sagte er endlich. Da winkte der Verwalter aber nur so mit der Hand.

„Das sei auch noch gelungen“, meinte er. „So hitzig seien die Leute sonst nicht, wegen solcher Bagatellen. Schon vor einem Monat sei der Bürge da gewesen und habe das Geld deponiert...“

„Der Bürge?“

„Ja, der Spizhooren-Käpel. Er sei selber da gewesen.“

Das konnte Menk allerdings nicht recht begreifen. Nach allem, was vorgefallen, nahm er das aber auf die leichte

Achsel und dachte, was dich nicht beißt, brauchst du nicht zu fragen. Mit dem Raschel werd ich jetzt schon ins Reine kommen. Und den Marter behalt ich. Den vermag das Marianni selber zu tragen. So war's!

Man pfiff eins und überschlug: Wenn das Balmer-Christi um die Wege wär, so tät ich die Sackuhr verpfänden und eine Flasche bezahlen. Der hat recht behalten: Das Käselein spielt wieder!

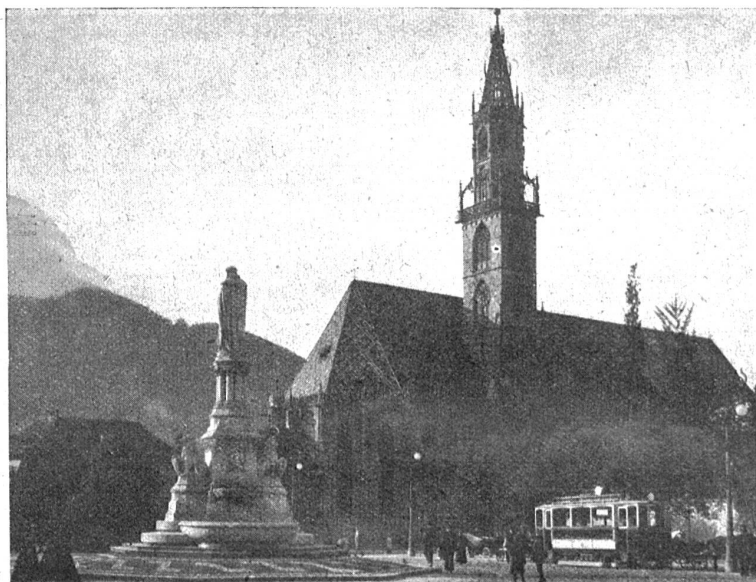
Aus der politischen Woche.

Das künftige Italien.

Daß im fascistischen Italien vieles neu geworden ist, wissen wir aus zahllosen Rundgebungen der italienischen Presse. Das fascistische Regime hat die innerpolitische Opposition auf der ganzen Linie gebändigt: Der Kommunismus und der Sozialismus als politische Bewegungen sind erledigt; der Liberalismus lebt nur mehr als historische Erinnerung in wenigen Köpfen weiter; Salandra, Ritti und Orlando schweigen; einzig Giolitti wirkt ab und zu ein grollendes Mein in die politische Diskussion, aber man beachtet dies kaum. Das Wirtschaftsleben hat sich einen fascistisch-syndikalistischen Kummert anlegen lassen: Lohnkämpfe mit Streiks sind nicht mehr möglich, seitdem alle Gewerkschaftsklassen beschlagnahmt und fascistisch verwaltet sind und seitdem die von Mussolini eingesehten Schiedsämter die Differenzen zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber endgültig schlichten. Noch nicht ganz klar ist das Machtverhältnis zwischen Pius XI. und Mussolini. Die neueste Enzyklika des Papstes, die einen neuen Feiertag, den Tag des „Königs Christus“ (Festum christi Regis) einsetzt, jeweils auf den letzten Oktober-Sonntag fallend, und die Christus zum König der Welt, zum Herrscher aller Nationen, über katholische und nichtkatholische, erhebt, — sie läßt keinen Zweifel darüber, daß sich die Kirche den Fascismus nicht neben- oder gar übergeordnet, sondern nur untergeordnet denken kann. Mussolini wird weitere Beweise seiner Ergebenheit dem Stuhle Petri vorlegen müssen, um den pontificalischen Segen für die großen Pläne zu erlangen, die er mit Italien vor hat. Man liebäugelt schon mit der Idee eines neuen Kirchenstaates. Warum auch nicht; die Zeit ist in Italien für alle machtpolitischen Wunder reif.

Das künftige Italien soll noch neuer, größer und schöner werden, so wird der staunenden Welt verkündet. Was man bisher als fascistische Phantazien, Ausgeburt eines überhitzten Nationalismus, angesehen: das römische Imperium soll Wirklichkeit werden. Was bisher vom außenpolitischen Programm des Fascismus nur andeutungsweise kundgegeben wurde, erfährt nach und nach die hochoffizielle Bestätigung aus Mussolinis Mund. Der Fascismus ist imperialistisch, und er macht nun aus dieser Gesinnung kein Hehl mehr.

Den Auftakt zu den pathetischen Rundgebungen des imperialistischen Italiens an die Welt gab die Rede Mussolinis zur feierlichen Amtseinführung des neuen Gouverneurs von Rom am Altjahrestage. „In den nächsten Jahren muß Rom allen Völkern der Welt als etwas Wunderbares, Gewaltiges, Großes erscheinen, wie es in der Epoche des ersten Kaiserreiches Augustus war.“ Die glorreichen Ruinen des alten Rom auf dem Forum sollen freigelegt werden. „Die tausendjährigen Tempel unserer Geschichte müssen in ihrer gigantischen Größe erscheinen.“ Rom soll erweitert werden. „Das dritte Rom wird sich auf weitere Hügelzüge ausdehnen längs den Ufern des Heiligen Flusses bis an die Ufer des Thyrrenischen Meeres.“ Eine Straße, „welche die längste und größte sein wird, soll das Mare Nostrum von Ostia mit dem Herzen der Hauptstadt verbinden.“ — „Das dritte Rom.“ Dahinter steckt nicht bloß Pathos, sondern die Ankündigung einer großen Wendung in der Ge-



Der Walter-Platz in Bozen, mit dem Denkmal des deutschen Dichters Walter von der Vogelweide, das nach den neuesten Entschlüssen der Fascisten nunmehr stehen bleiben soll.

sichte Italiens. Mussolini hat verschiedentlich das Wort „Impero“ gebraucht und Farinacci und seine Genossen haben nicht zurückgehalten mit Andeutungen, daß dieses neue römische Kaiserreich andere Grenzen haben müsse als das heutige Italien: Nizza, Savonen, Korsika, Tunis sind genannt worden und selbstverständlich auch das Tunesien und was an der Adria noch nicht „erlöst“ ist. Dazu gehört nach fascistischer Auffassung ein Kolonialmandat oder zwei, aber natürlich nicht von der geographischen Natur der bis heute von den Italienern betreuten Gebiete Afrikas. Ein amerikanischer Pressevertreter hat sich kürzlich nach der Bedeutung des fascistischen Begriffes „Imperium“ bei Mussolini selbst erkundigt und von ihm die Antwort erhalten: „Imperium bedeutet Kraft, Macht, Herrschaft und Führung.“ Was die territoriale Ausdeutung anbetreffe, brauche man aber nicht an einen italienischen Eroberungskrieg zu denken. Es gebe in der Weltgeschichte genug Beispiele für friedliche Abmachungen, welche zur Festigung des Gleichgewichtes zwischen den Staaten führten und den Völkern Frieden und Ehre verschaffen. Mit andern Worten: Mussolini denkt Italien zunächst auf diplomatischem Wege zu vergrößern, d. h. durch Geltendmachung „historischer Rechte“, Kompensationen, Bündnisse, gegenseitige Gefälligkeiten und Bedrohungen und wie diese „friedlichen“ Kampfmittel alle heißen. Aber deutlich läßt der Duce durchblicken, daß die „italienischen Ansprüche“ durchaus ernst gemeint seien, und er erklärt feierlich, die andern Völker würden eine schwere Verantwortung auf sich nehmen, wenn sie diesen Ansprüchen gegenüber Widerstand zu leisten sich erlaubten. Man kann als beschlossene Sache annehmen, daß Mussolini im Jahre 1926 das italienische Kaiserreich ausrufen wird. Das geistige Impero hat er, nach seinem eigenen Zeugnis, bereits geschaffen. Die Italiener sind als Volk „imperialisiert“ worden, und ihr Diktator weiß als Kenner der italienischen Psyche, daß er auf die Mithilfe der ganzen Nation rechnen kann, wenn es gilt, die Großmachtspläne des Fascio zu verwirklichen.

Die Frage ist nur die, wie sich dazu die andern Völker stellen.

Die Zusammenkunft in Rapallo.

Mussolini benutzte den Ferienaufenthalt des englischen Außenministers Chamberlain an der italienischen Riviera zu einer persönlichen Aussprache über italienisch-englische Probleme. Die Öffentlichkeit ist auf Vermutungen über die Gegenstände und Resultate dieser Besprechungen angewiesen.